

Vorwort

Zeitungen und Fernsehen überfüttern uns mit Abenteuern: wer am schnellsten fährt; wer am tiefsten taucht; wer am höchsten steigt ... Spitzenleistungen, immer wieder Spitzenleistungen!

Bei dieser Geschichte handelt es sich einfach nur um ein menschliches Abenteuer, um das, was im Menschen tief verborgene Gefühle und im dröhnenden Lärm des modernen Lebens erstickte Wahrnehmungen weckt ... Es ist die Geschichte eines jungen Europäers, den die Kogi-Indianer vor dem sicheren Tod gerettet haben.

Und jener, der alles zu wissen glaubt, merkt, daß er letztlich gar nicht so viel weiß. Diese Indianer tragen eine einfache Anmut, eine Schwerelosigkeit, eine magische Schönheit in sich, die aus dem subtilen Gleichgewicht zwischen dem Leben und den Dingen hervorgeht.

Und ihre Schönheit ist strahlend. Der Europäer wird in die Kunst des Lebens eingeweiht und versucht danach, uns aus unserer Benommenheit zu erwecken, uns beizubringen, fröhlich, gerecht und aufgeschlossen zu sein, wie die Indianer es ihn gelehrt haben.

Es handelt sich hier um eine Spitzenleistung der Seele, und die zu erreichen, ist viel schwieriger, als einen Ball zwischen zwei Holzpfeuern zu schießen.

Nachdem ich Érics Buch zugeschlagen hatte, bin ich aufgestanden und habe versehentlich einen Stuhl angestoßen. Ich habe mich dabei ertappt, wie ich mich bei ihm entschuldigte.

Nanu! ... Ist das nicht ein gutes Zeichen?

Pierre Richard

Inhalt

8	Einleitung
15	Die erste Welt
64	Die zweite Welt
85	Die dritte Welt
127	Die vierte Welt
178	Die fünfte Welt
211	Die sechste Welt
241	Die siebte Welt
264	Die achte Welt
291	Die neunte Welt
308	Bibliographie
310	Anmerkungen

Einleitung

»Du mußt auf mich achten, wenn du mich sehen willst ...«

Vers aus einem alten koptischen Evangelium

Ich habe lange überlegt, ob es angebracht ist, diese Geschichte überhaupt zu erzählen. Ist nicht alles schon gesagt und aufgeschrieben worden? Alles über die Blindheit des Menschen und seine Schwierigkeiten, auf den Wegen der Bewußtwerdung voranzukommen zu einem Bewußtsein von der Welt, seinen Verbindungen mit der Welt, von seinem Inneren und seinen Beschränkungen; sich bewußt zu werden, daß es die Hauptaufgabe der Überlieferung und der Bildersprache ist, etwas weiterzugeben, aufzuzeigen und besser zu verstehen.

Seit der Mensch versucht, von seinen Erfahrung zu berichten und sie anderen zu vermitteln, hat er eine Unzahl von Werken geschaffen: Texte geschrieben, Filmen produziert und Rituale ersonnen, die mehr oder weniger gekonnt und zutreffend dieses große Unsichtbare beschreiben, diese versteckte Dimension, welche sich am Ursprung der Wesen und Dinge befindet. Er hat geformt, gemalt, gesungen, er hat sogar Tempel und Kathedralen gebaut, in denen das Wesentliche miteinander verbunden werden und Sinn finden sollte.

Heute sind diese Worte, Sätze, Pinselstriche oder Musiknoten immer noch vorhanden, gegenwärtig und stehen jenen Augen und Herzen zur Verfügung, die imstande sind, sie zu sehen und zu fühlen. Und dennoch! Man könnte fast glauben, daß der Mensch auf ewig dazu verdammt ist, das Offensichtliche immer wieder von neuem entdecken zu müssen, so als könne es nur eine persönliche Erfahrung und ein persönliches

Weltverständnis geben. So als wäre diese Kenntnis gar nicht zu vermitteln, sondern nur immer wieder von neuem zu erfahren.

Eigenartig, aber jede Generation, jedes menschliche Wesen muß für sich mit eigenen Worten und aus eigener Anschauung diesen ewigen Weg immer wieder neu finden, der zum Sinn und zur Einheit der Welt führt. Er muß diese Worte wiederfinden: »Jeder muß seinen Platz in der Welt immer wieder neu erobern.«

Wie in einem unendlichen Kreislauf, der den Menschen dazu bringt, die Weltschöpfung noch einmal zu durchleben, muß er seine Welt hinter sich lassen, um »die Welt« wiederzufinden und um die großartige befreiende Erfahrung seiner Einheit mit allem Lebendigen und dem Kosmos selbst zu machen, so beängstigend sie auch sein mag. In dieser unendlichen Weite sind wir so viel wie nichts oder so wenig wie ein winziges, durch die Elemente hin- und hergerütteltes Lebensästchen. Und auf fast paradoxe Art und Weise können wir gerade dann anfangen, frei zu sein, wenn wir nichts mehr sind und den Sinn dieser Offensichtlichkeit begreifen.

Es gibt keine menschliche Gemeinschaft, die dieses Offenkundige – jede gemäß ihrer Kultur mit ihren eigenen Worten und Symbolen– nicht begriffen hätte, keine Gemeinschaft, die nicht versucht hätte, ihren Mitgliedern einen Zugang zu bieten, der es jedem menschlichen Wesen ermöglicht, auf seinem Lebensweg ein Gleichgewicht zwischen den negativen und den positiven Kräften zu finden.

Es geht also demnach nicht um das Wissen an sich, denn es existiert, es steht zur Verfügung, sondern um den Zugang oder vielleicht um die Übermittlung dieses Wissens. Wie findet man den Zugang, wie vermittelt man es? Wie viele gelehrte Menschen, wie viele Weise, wie viele Traditionen haben sich diese einfache Frage gestellt?

Wie soll man das Wesen der Welt und das Wissen darum weitergeben, wo doch allein die Inkarnation dem Menschen die Möglichkeit gibt, menschlich zu sein? Was soll man und wie soll man es tun, daß so oft gebrauchte Worte wie Demut, Harmonie oder Zuhörenkönnen sich endlich im Gebaren und im täglichen Umgang verwirklichen? Welcher Weg könnte den Menschen endlich dazu bringen, sein Herz und seinen Geist dem anderen und der Schwerelosigkeit der Welt zu öffnen?

Auf diese Fragen haben bestimmte Kulturen in Ritualen und Traditionen eine Antwort gefunden, andere haben es dem Zufall überlassen, dem Zufall des Lebens, der durch aufeinanderfolgende Umbrüche den Menschen dazu verdammt, auf dem Weg seines Menschseins voranzuschreiten und »dem Weg der Bewußtwerdung zu folgen«.

Im ersten Fall werden die Lebenskräfte gelenkt und organisiert, um die Gemeinschaft zu nähren und jene, die ihr die Lebensgrundlage verschaffen; im zweiten Fall läßt man dem wilden, brutalen und letztlich zerstörerischen Chaos freien Lauf.

Heute stehen wir vor einer schlimmen Entscheidung: der Entscheidung zwischen ethischen Regeln und der Grausamkeit des Chaos, zwischen Leben und Tod. Nein, es handelt sich nicht um eine totalitäre, von außen kommende Ethik, die auf einer Ideologie beruht, es handelt sich nicht um noch so eine unter vielen anderen von außen aufgezwungenen Ethiken, sondern um eine innere Ethik, die mit der Erfahrung und mit dem Sinn des Lebens, den sie enthüllt, verbunden ist.

Manchmal geschieht es, daß uns das Leben etwas Wundervolles schenkt, nämlich die Begegnung mit einem Ort, einem Bauwerk oder einem Menschen, dem dieser Weg, der zur Erfahrung der Einheit des Geistes führt, noch innewohnt. Diese Menschen oder diese Orte strahlen eine derartige

Schönheit aus, eine derartige Kraft, daß unser verlorener, verirrter Geist immer wieder versucht, ihre verborgene Macht zu ergründen; dieses Unsichtbare, das sich uns zwar enzieht, uns aber dennoch trägt und uns innewohnt.

Neben solchen Orten und Personen gehören die Kogis mit ihrer Kultur zu den wenigen, die den Weg des Gleichgewichts zu wahren und zu pflegen wußten. Seit vielen Jahrhunderten erforschen sie die verschiedenen Facetten des Lebens und halten erstaunlich hochentwickelte Kenntnisse und ein tiefes Weltverständnis am Leben; Kenntnisse, die man wiederentdecken sollte, um unserer heutigen Gesellschaft wieder Sinn zu geben.

»Das wirklich Neue entsteht immer, indem man wieder zur Quelle zurückkehrt. Warum war Jean-Jacques Rousseau so ungemein revolutionär? Weil er sich für die Quelle der Menschheit, d.h. den Ursprung der Zivilisation interessierte, und im Grunde muß jede Neuerung über die Rückkehr zur Quelle und die Rückkehr zum Alten führen ...«¹

Der Zufall des Lebens hat mir erlaubt, mit dem Wesentlichen in Berührung zu kommen und an die Quelle der Menschheit zurückzukehren, indem er mich zu den Kogi-Indianern geführt hat. Er hat mir die Chance geboten, meinen Weg neu zu finden und zu versuchen, ihn auf Worte und Formen einer anderen Zeit auszurichten.

Und dann muß ich an die Freude zurückdenken, die ich verspürt habe, als ich bestimmte Bücher entdeckte; an dieses Gefühl, wie Worte verborgene Gefühle und Erinnerungen wachriefen oder mir einfach ermöglichten, unendliche, durch die menschliche Vorstellungskraft erforschte oder geschaffene Welten zu entdecken; an den Jubel und die Freiheit, die uns das Wissen verschafft; an die Demut, zu der dieses Wissen uns anregt. Also habe ich dieses Buch geschrieben: eine Art

Kompromiß zwischen einer Geschichte und der Wirklichkeit, ein unvollkommener Versuch, diese »Zwischenwelt« zu erforschen, diesen Abgrund voller Ungewißheit, der die Welt der Kogis von der modernen Gesellschaft trennt.

Es ist ein Augenzeugenbericht und die Schilderung eines Weges, der mich zu einer Begegnung mit den Kogis geführt hat und zu meiner Verpflichtung diesem Volk gegenüber, ihm zu helfen, Kogis im Lande der Kogis bleiben zu können. Möge dieser Weg eine Einladung zu tausend anderen Wegen sein; Wege, die wir dringend wiederentdecken müssen, wenn wir die für das Überleben nötigen menschlichen Werte wiederfinden wollen.

Jedenfalls hoffe ich, daß es Ihnen genauso viel Vergnügen bereitet, diese Seiten zu lesen und den Weg der neun Welten zu entdecken, wie ich selbst Vergnügen hatte, diesen Text zu schreiben, um das Abenteuer mit Ihnen zu teilen.

Am Ende dieses Buches werden Sie vielleicht wie ich eine eigenartige Entdeckung machen: Man wird nicht als Indianer geboren, man wird zum Indianer.

»Der indianischen Welt zu begegnen, ist heute kein Luxus mehr. Es ist, für den der begreifen will, was sich in der modernen Welt abspielt, zu einer Notwendigkeit geworden. Verstehen ist nichts, sondern versuchen, bis ans Ende all der dunklen Gänge zu gelangen, und versuchen, einige Türen zu öffnen: d. h. im Grunde, versuchen zu überleben.«²

Am Anfang war die Mutter. Alles war dunkel. Es gab weder Sonne noch Mond. Überall war Meer, dann kam die Welt ...

Die Welt hat die Form eines Eies, eines sehr großen Eies, das mit der Spitze nach oben steht. In diesem Ei sind die neun Welten. Es handelt sich um große, abgerundete Plattformen, die übereinandergesetzt sind. Wir leben auf der Erde in der Mitte, wir nennen sie Senenümayang. Oberhalb dieser Welt, bis ganz oben, sind noch weitere vier Welten Bunkuàneyumang, Alunayumang, Elnauyang und Koptomayang. Diese Welten sind gut, sie heißen Nyuinulang, die Sonnenwelten. Darunter sind vier weitere Welten, Kaxtashinmayang, Kaxyùnomang, Munkuànyumang und Séyunmang. Diese Welten sind dunkel, schwierig und heißen Séi-nulang. Das Universum, dieses große Ei, ist sehr schwer. Es wird von zwei Balken gehalten und getragen, und vier Männer stützen diese, zwei im Westen und zwei im Osten. Unter der Welt ist Wasser. Auf dem Wasser ist ein großer, flacher und außergewöhnlich schöner Stein. Auf dieser Erde sitzt die Mutter. Sie gibt den vier Männern, welche die Welt halten, Wasser und Essen, damit sie nicht müde werden. Wenn einer der vier Männer das Gewicht des Balkens von der einen Schulter auf die andere verlagert, ja, dann bebt die Erde. Deshalb ist es nicht gut, sich aufzuregen, Steine zu werfen, Steinschläge im Gebirge zu verursachen oder zu schreien. Wenn man das tut, wird die Welt beben und vielleicht sogar von der Schulter der vier Männer herunterfallen, die sie halten.

Jede der neun Welten hat ihre Mutter, ihre Sonne und ihren Mond, und auf allen Welten leben Leute. In den höchsten Welten leben Riesen. In den tiefsten leben Zwerge. Sie werden Noanayomang genannt.

Vor Urzeiten gingen die Leute unserer Erde die oberen Erden besuchen, die Welten, auf denen man nicht altert. Heute

ist das nicht mehr möglich. Unsere Erde ist die neunte Tochter der Mutter, die schwarze Erde. Vorher lebten hier nur Indianer, nur Brüder unter Brüdern. Dann kamen die Weißen. Sie haben die Indianer mit ihren Krankheiten und ihren Boshafigkeiten verfolgt. Sie kamen von einer anderen Erde, von einer der untenliegenden Erden. Deshalb handelt es sich um schlechte Menschen.

Irgendwann werden die vier Männer, die die Welt tragen, müde sein. Sie werden keine Kraft mehr haben, die Welt zu stützen. Einer von ihnen wird einen Balken fallen lassen, dann noch einer. Daraufhin wird das Universum umkippen und ins Wasser fallen (...) Nur die Mutter wird überleben, ansonsten werden alle Menschen sterben. Wenn das eintrifft, dann wird dies das Ende der Welt sein ... Und dann werden von neuem wieder Väter und Mütter kommen.

Kogi-Mythologie
Nach Gerardo Reichel-Dolmatoff

Die erste Welt

Die erste Welt, das ist die Mutter, das Wasser, die Nacht, es gibt nichts außer dem Geist (Aluna) und das Mögliche der Dinge. »Alles ist Geist und Gedanke.« Die Mutter hieß Se-nenulàng. Es gab da auch einen Vater, der Katakéne-ne-nulang hieß. Sie hatten ein Kind, das Bùnkua-sé hieß. Aber es waren keine Personen, nichts. Sie waren nur Aluna, d. h. Geist.

Am Anfang ist nichts, nichts und doch alles auf einmal. Die Elemente, Himmel, Luft, mächtige und prachtvolle Gebirge. Und die Lust, die tiefe Urlust, zu marschieren, anderswo hinzugehen, geradeaus, noch weiter. Das Wesen ist da, aber es besteht noch nicht. Es ist unbewußt. Vielleicht kann es werden. Vielleicht ... Das hängt von ihm ab. Aber der Weg ist lang, so lang und gleichzeitig doch so kurz. Da sind Labyrinth, dunkle Texte, da sind Freiheit und Gefängnisse, alles ist da, nichts ist wie am Anfang ... das ist das noch nicht existierende Mögliche.

Diese Geschichte beginnt im Oktober 1985. Als junger Entwicklungshelfer von fünfundzwanzig Jahren werde ich von der französischen Regierung nach Kolumbien geschickt, um bei der französischen Botschaft und beim kolumbianischen Fernsehen mitzuarbeiten. Ich weiß von dem Land, seiner Geschichte und seiner Bevölkerung so gut wie gar nichts. Ich weiß, daß es sich um ein lateinamerikanisches Land handelt, in dem man spanisch spricht; ansonsten muß ich mir einen

fürchterlichen Wissensmangel eingestehen. Durch Nachstöbern in den Akten meiner Vorgänger erfahre ich, daß die derzeitige Währung der Peso ist, daß man in bestimmten großen Geschäften alles findet, was man braucht; daß überall Kriminalität lauert, daß sie allgegenwärtig ist und daß sie jederzeit und ganz unerwartet zuschlagen kann.

Vor meiner Abreise haben mir Freunde von ihren selbst erlebten oder von anderen erzählten Erfahrungen berichtet, manchmal lustige, manchmal weniger lustige. Da war einer der Entwicklungshelfer, der Bogotá allein verlassen hatte und sehr schnell ausgeplündert und ohne Kleidung dastand. Entsetzt ist er ein paar Tage nach seiner Ankunft wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Oder ein anderer Entwicklungshelfer, der zu einer Konferenz in der Botschaft eingeladen worden war, und, als er diese verließ, von der Guerilla gekidnappt und erst einige Tage später wieder freigelassen worden war. Man hat mir von Ermordungen, Entführungen erzählt, aber man hat mir auch ein warmherziges Land beschrieben, unglaublich schön, zweimal so groß wie Frankreich, in welchem man die ganze Pracht und die ganze Vielfalt des südamerikanischen Kontinents findet. Nun, das ist alles, was ich über Kolumbien weiß, als ich am 25. Oktober 1985 am Flugplatz El Dorado in Santafé von Bogotá ankomme.

Bogotá ist eine in 2600 Meter Höhe gelegene, klobige Stadt, die sich am Fuß einer langen Gebirgskette von Norden nach Süden zieht. Die Strecke zum östlich gelegenen Flugplatz führt direkt ins Stadtzentrum, in das Geschäftsviertel mit seinen Wolkenkratzern und seinen hohen Gebäuden, in denen man Banken und Verwaltungen findet. Die grauen Viertel des Zentrums werden im Norden durch große Villen aus roten Backsteinen allmählich abgelöst, wohin sich die Bourgeoisie und die herrschende Gesellschaftsklasse zurückgezogen haben. Hinter

Zäunen, Steinmauern und privater Hilfspolizei verbirgt sich eine wohlhabende Luxuswelt, wo mehr denn je das Äußere, d. h. der Schein des Auftretens dazu dient, sich vom Nächsten, von seiner Armut und der Gefahr, die er darstellt, abzuheben. Gen Süden dagegen gerät man mehr und mehr in die Viertel der Benachteiligten, die von Tausenden von Landflüchtigen in aller Eile errichtet wurden, um der brutalen Gewalttätigkeit und der Armut auf dem Lande zu entkommen.

In diesen riesigen Vierteln, die sich an den steilen Berghängen wellenartig entlangziehen, gibt es unaufhörlich Schwierigkeiten, und das Überleben ist nichts weiter als ein alltäglicher Kampf. Schon vor Morgendämmerung hängen Tausende von Männern und Frauen an den Seiten der bunten *Busetas* auf dem Weg nach Norden, um zu versuchen, ein paar zum Überleben nötige Pesos zu ergattern. Riesige Völkerwanderungen, Spiegelbild des ewig mangelnden Gleichgewichts zwischen denen, die haben, und denen, die nichts haben, zwischen denen, die essen, und denen, die verzweifelt warten. Im Grunde sind der verbarrikadierte Norden und der ziellose Süden die beiden Pole einer Stadt, die in der Umweltverschmutzung erstickt und in der man die höchste Kriminalitätsrate der Erde verzeichnet.

Nur das Viertel Candelaria verknüpft die Stadt noch mit ihrer Geschichte. Unterhalb der Egypto-Kirche, dem Knotenpunkt zwischen Nordbogotá und Südbogotá, wirken die engen und steilen Gäßchen einladend wie eine warmherzige und gastfreundliche, lebhaft und phantasievolle Oase. Hinter den kleinen Mauern, ganz hinten in den gepflasterten bunten Höfen wird gespielt und gesungen, dort wird das Leben und der Tod theatralisch aufgeführt, dort versucht man verzweifelt, das Absurde des brutalen und zerstörerischen Alltags zu vergessen.

Als ich im Oktober 1985 mit Bogotá Bekanntschaft mache, liegt die französische Botschaft im Stadtzentrum. Es handelt sich um eine der wenigen abendländischen Botschaften, die sich nicht gen Norden verzogen hat. Ich entdecke eine hinter dicken gelb-weißen Mauern verborgene, in sich abgeschlossene Miniaturwelt, außen von der kolumbianischen Polizei und innen von französischen Gendarmen bewacht, wo man mehr Zeit damit verbringt, Konflikte und Unstimmigkeiten zu regeln, als Frankreichs Ansehen zu fördern oder den Anliegen französischer Staatsangehöriger weiterzuhelfen. Ich weiß nicht, warum, vielleicht sind es die letzten Utopien eines Studenten der Wirtschaftspolitik? Ich hatte jedenfalls etwas ganz anderes erwartet.

Diplomatie, Botschaft, das sind Worte, die mich an Höflichkeit und Eleganz fast im Sinne von Ritterlichkeit denken lassen, ja, sogar an Achtung und die Wichtigkeit eines Postens. Ich bin tief enttäuscht. In diesem kleinen Mikrokosmos, weit entfernt von der Hauptstadt, sind alle menschlichen Fehler und Schwächen am Werke und verursachen Kummer und Leiden, schlechten Geschäftsablauf und Illusionslosigkeit. Glücklicherweise werde ich von einem außergewöhnlichen Ehepaar empfangen. Trotz all der Schwierigkeiten versuchten diese Leute, immer das Beste zu tun, sich an den Sinn ihrer Aufgabe zu halten und weiterzukommen, indem sie ihre Mitarbeiter an ihrer Arbeit teilhaben ließen und sie achteten. Seltene Menschen, die mir Vertrauen schenken und mir helfen würden, meinen Weg durch Kolumbien zu finden.

Eines Abends habe ich Paul-Louis bei einem Treffen von Entwicklungshelfern kennengelernt. Schlank, hochgewachsen, mit kurzem graumeliertem Haar hat er sich mir als Philosophielehrer am französischen Gymnasium in Bogotá vorgestellt. Als großer Gebirgsliebhaber bereitete er eine Expedition ins Herz

des höchsten Küstengebirges vor, der Sierra Nevada de Santa Marta. Um seine Mannschaft zu vervollständigen, suchte er noch Teilnehmer, am besten mit viel Erfahrung. Für einen Bergführer wie mich war eine derartige Expedition eine großartige Gelegenheit. Die höchste Gebirgskette aller Meeresküsten der Welt! Ich erinnere mich, daß ich mich gefragt habe, ob man von der Bergspitze aus die karibischen Inseln würde sehen können.

Ein befreundeter Regisseur, bei dem ich damals untergebracht war, vertraute mir an, daß ihn sein Aufenthalt in diesem Gebirge zutiefst beeindruckt hatte.

»Vor ein paar Jahren habe ich dort einen Film gedreht. Ich habe die Sierra von Süden nach Norden durchquert. Du wirst sehen, es handelt sich um ein außergewöhnliches Gebirge, das höchste Küstengebirge der Welt. Dort leben Indianer, die Kogis, seltsame und großartige Menschen. Sie sind immer weiß gekleidet. Ihre Würde und ihre Erhabenheit sind unglaublich. Wenn du ihnen begegnest, spielt sich da wirklich etwas ab, sie leben in einer anderen Welt. Aber man kommt nicht leicht an sie heran.«

Fügung oder Zufall des Lebens, ich sollte das Glück haben, eines der schönsten Gebirge der Welt kennenzulernen und seinen Bewohnern zu begegnen, den Indianern, von denen ich nur wußte, daß sie »seltsam und großartig« waren. Während einer einzigen Reise sollte ich ein Gemisch aus drei Elementen erleben, die immer schon das Wesentliche meines Lebens waren: Gebirge, Natur und Indianer.

Aber am 15. Dezember 1985, als ich am Flugplatz mit Paul-Louis zusammentreffe, habe ich keine Ahnung, was mich da erwartet. Ich weiß nichts über die Kogis, nichts über die Sierra, ich weiß noch nicht einmal, wo sie liegt; ganz zu schweigen davon, mir vorzustellen, daß diese wenigen Wochen mehr als

fünfzehn Jahre meines Lebens prägen sollten ... Ich weiß nur, daß wir uns nach Santa Marta auf der karibischen Seite am äußersten nördlichen Ende Kolumbiens begeben und daß wir von dort einen Bus nach Valledupar nehmen werden, eine der verloren landeinwärts gelegenen Pforten der Sierra. Was den Rest anbelangt, verlasse ich mich auf Paul-Louis.

Valledupar, die Hauptstadt des Landesteils César, ist eine stickige, seelenlose Stadt. Sie liegt zwischen der Sierra Nevada de Santa Marta und der Sierra del Parija, und man könnte sie als eine kleine Provinzstadt bezeichnen, die sich weder über ihre Größe noch über ihre Entwicklung im klaren ist. Abgesehen von einigen Gebäuden, die im Stadtzentrum aufragen, fühlt man sich wie in einem ausgedehnten Vorstadtgebiet, durchzogen von schnurgeraden Straßen, gesäumt von viereckigen und eingezäunten Häusern. Die Stadt wird größtenteils von Grundbesitzern verwaltet, die die Gegend beherrschen. Einmal im Jahr wird Valledupar für drei Tage die Hauptstadt des Vallenato, dieser so ausgefallenen, vom Akkordeon begleiteten Musik, die von Kolumbien und den Liebesgeschichten seiner Einwohner berichtet. Aus der ganzen Gegend kommt man, um die neuen Talente anzuhören, die manchmal schon im Alter von zehn Jahren begeisterte Massen mitreißen. In den Bussen, den Taxis, den Kneipen, den Straßen der Stadt und den Dörfern gibt es kein Haus, kein Auto, das nicht den Vallenato ausposaunt. Die Legende behauptet, daß ein mit Akkordeons vollgeladener Frachter, nicht weit von Santa Marta entfernt, Schiffbruch erlitt. Seit dieser Zeit ist das Akkordeon das Symbol der ganzen Gegend geworden, ein Musikinstrument, das selbst von einigen Indianerstämmen übernommen wurde. Hier lebt man für, durch und mit dem Vallenato, oder man lebt eben nicht.

Nachdem wir nachmittags an der Omnibus-Endstation der Stadt angekommen sind, nehmen wir ein altes Jeep-Taxi, um die anderen Expeditionsmitglieder zu treffen, die uns in einer benachbarten Familienpension erwarten. Ich erinnere mich sogar an den Namen: »Hotel Exito«, *Erfolg*. Das wird ja dann was werden! Außer Paul-Louis, mit dem ich angereist bin, sind da noch Marie-Jo, um die vierzig Jahre, ein großes, etwas schlaksiges Mädchen, Mathematiklehrerin im französischen Gymnasium von Bogotá; ihr Bruder, dessen Vornamen ich vergessen habe; Marie, eine junge Studentin, die gerade ihr Medizinstudium beendet hat; Dominique, ihr Mann, ein großer blonder Athlet, der auch gerade sein Studium beendet hat und der einer der einfachsten und nettesten Menschen ist; und dann ist da noch Yves, den man aber Gillou nennt, ein bißchen verloren, zweifellos gegen seinen Willen in diese Geschichte mit hineingeraten. Eine eigenartige Mannschaft, die mich, ohne es zu wissen, in die Urwelt begleiten sollte, diese Welt des Umbruches und der Entdeckungen. Eine eigenartige Mannschaft, die da drei Wochen lang wird zusammenleben müssen, die sich in ihren Wünschen und ihren Vorstellungen wird anpassen müssen, um ein Mindestmaß an Gemeinschaft zu bilden, das für diese Art von Expedition unbedingt notwendig ist.

Wir nutzen unsere letzte Nacht in der Stadt, um uns kennenzulernen, indem wir eine der dortigen Spezialitäten genießen, *carne a la llanera*, ein riesiges Stück gegrilltes Fleisch, serviert mit einer herrlich pikanten Soße. Paul-Louis, ein noch größerer Organisator als der Herrgott selbst, wahrscheinlich ein von seiner Fallschirmspringer-Vergangenheit beibehaltenes Talent, teilt uns seinen Plan mit. Morgen ganz früh würden zwei Jeeps uns abholen kommen, um uns nach Nabusimaké, »da, wo die Sonne geboren wird«, zu bringen, in ein von der spanischen Kolonisierung übriggebliebenes Steindorf. Dort

würden wir Maultiere und Bergführer vorfinden, die uns unterhalb der schneebedeckten Berggipfel in der Sierra Nevada de Santa Marta absetzen würden.

Ich nehme nicht viel von dem, was ich da erlebe, wirklich wahr. So als hätten die Ereignisse und die Begegnungen keinen Einfluß auf mich. Außerdem bin ich noch nicht einmal sicher, ob ich sie wirklich erlebe. Ich verfolge sie, ich sehe sie, aber sie dringen nicht in mich ein. Diesen Eindruck hatte ich schon im Gymnasium und danach in der Universität. Diesen eigenartigen Eindruck, der Zuschauer des eigenen Lebens zu sein, ein unbeteiligter Zuschauer, der keinen Augenblick lang auch nur daran denkt, daß er sein Leben wählen und aktiv mitwirken könnte, um ihm den Sinn zu geben, den er selbst eigentlich wünscht. Und dann, was soll man mit einer solchen Freiheit, mit einer solchen Entdeckung anfangen? Es reicht nicht, frei zu sein, man muß damit auch noch etwas anfangen können. Einmal hat mir ein Freund gesagt, er sei über einen Vogel erstaunt gewesen, dem er den Käfig geöffnet habe und der nicht weggeflogen sei: »Es ist seltsam, ihm ist der goldene Käfig lieber als die Freiheit.« Man kennt die Grenzen seines Käfigs, gegen diese kann man sich auflehnen, aber die Freiheit? Manchmal bringt das Leben wie durch Zauberei einen so ganz beiläufig dazu, zuerst die Nase aus dem Käfig hinauszustrecken, dann eine Hand, dann die andere, dann ein Bein und dann den ganzen Körper. Wenn das Leben einen durch Zufall oder aus Notwendigkeit dazu bringt, zu leben, geboren zu werden und einen dann in das Bewußtsein der Welt hineinbringt, wenn es vor einem den unsichtbaren Weg webt, der die Dinge und die Menschen verbindet, tja, dann ...

Aber an jenem Tag bin ich weit davon entfernt, ja, sehr weit davon entfernt, dies überhaupt wahrnehmen zu können. Ich gebe mich damit zufrieden, Bergführer zu sein, dem aufgetragen

wurde, seine Hilfe und seine Fähigkeiten zur Verfügung zu stellen, wenn wir die Berghöhen erreicht haben werden. Im Moment habe ich nur der Gruppe zu folgen und mich auf Paul-Louis zu verlassen, was mir auch ganz gelegen kommt.

Um sich in die Sierra zu begeben und indianisches Land zu betreten, muß man eine Genehmigung einholen, die einem bei einer Behörde für indianische Angelegenheiten, die dem kolumbianischen Innenministerium untersteht, ausgehändigt wird. Eine Genehmigung die man in der »Casa indigena«, einem trostlosen Gebäude bekommt. Dort melden sich auch die Indianer, wenn sie in die Stadt hinuntergehen müssen. Manche bleiben nur eine oder zwei Nächte, sie haben es eilig, in ihr Dorf zurückzukehren. Andere, allein oder mit Familienanhang, bringen es so weit, daß sie für immer in eine kleine Stadtwohnung ziehen. Als »Citindianer« oder Stadtindianer, gehen sie an der brüchigen Grenze verloren, die den freien Mann, Indianer oder nicht, vom verlorenen Mann trennt, für den der Sinn des Lebens nur noch eine weit entfernte Erinnerung bleibt. Schirmmütze, T-Shirt und müde Shorts ersetzen die langen, weißen Gewänder, ein Symbol, das ihrer Existenz Sinn und Schönheit verleiht.

Manchmal, so als fühlten sie dunkel das, was ihnen verlorengelassen, ziehen sie ihre traditionelle Kleidung über und finden einen Augenblick lang die Würde und das leichte Gefühl ihres eigentlichen Standes wieder. Aber oft handelt es sich nur um ein blasses Aufbegehren des zum Tode Verurteilten, der fühlt, daß das Leben, d. h. sein Leben, ihm entrinnt.

Als junger Europäer war ich damals völlig unfähig, diese Nuancen einzuschätzen, diese subtile Sache, die den Menschen von der Unausgewogenheit und dann die Unausgewogenheit vom Tode trennt. Ich war fasziniert, ich war völlig von der Realität übermannt, die sich mir darbot. Es war zuviel. Zu

viele Farben, Düfte, Unterschiede, mein völlig überforderter Geist konnte nur hinsehen und riechen. Kaum hinsehen, nur gerade ein bißchen riechen.

Während Paul-Louis wegen der Genehmigung verhandelt, setze ich mich in den Schatten eines Mangobaumes. Ein paar Aruacos, nahe Cousins der Kogis, sitzen auf den Treppenstufen. Ich bin durch ihre Anwesenheit eingeschüchtert. Erhaben in seinem weiten Wollgewand, fixiert mich einer von ihnen.

Ich erinnere mich an seinen tiefen Blick, leuchtend wie zwei in seinem dunklen Gesicht verlorengegangene Sterne.

Jeder sitzt auf seiner Seite, und jeder begutachtet den anderen auf diskrete Weise. Fremd der eine dem anderen gegenüber, fühlen wir uns doch jeder vom anderen angezogen. Er scheint anwesend und gleichzeitig abwesend zu sein. Vielleicht wartet er auf jemanden, auf einen Freund oder irgend etwas. Im übrigen ist dies nur von geringer Bedeutung, aber das sollte ich erst später verstehen. Im Moment bin ich da und schaue ihn an. Es ist das erste Mal, daß ich einen Indianer sehe, daß ich eine Tatsache, ein Gesicht mit den Träumen und Vorstellungen meiner Kindheit verbinde. Für mich lebten Indianer in einem anderen Universum, auf einer anderen Seite, einer umgekehrten Seite der Welt, weit weg und nicht erreichbar. Er hatte seinen Platz, sein Leben nur in meiner Vorstellung, in einem von mir eingebildeten Durcheinander, erhalten geblieben durch Westernfilme und Comics oder beeindruckende Erlebnisse während der Ferien in den Alpen. Und dann dachte ich, daß das alles weit entfernt liege, daß das alles nicht mehr existiere, daß die Indianer zu einer überholten und vergessenen Vergangenheit gehören, daß sie von der unausweichlichen Logik der blinden Entwicklung mitgerissen worden waren, von der ich übrigens weder die Logik noch die Existenz wahrnahm. Von der Moderne weggefegt. Und da sah ich mich zum

ersten Mal in meinem Leben einem Indianer gegenüber, einem richtigen. Was machen, was sagen, wenn man mit einem Traum konfrontiert ist?

An jenem Tag jedoch war es nicht nötig, nach der Antwort zu suchen. Paul-Louis rettete mich. Er kam aus dem schäbigen Gebäude der *Casa indigena* und schwenkte dabei die wertvolle Genehmigung durch die Luft. »Wir können hingehen!« Ich erhebe mich und erreiche schnell die beiden Jeeps, die uns zur Sierra bringen sollen. Auf dem Fußweg folgt mir der erste Indianer mit dem Blick. An was denkt er wohl, als er unseren Jeep wegfahren sieht? Wahrscheinlich, daß wir ja recht naiv sind; naiv zu denken, daß eine von einem Weißen ausgestellte Genehmigung einem anderen Weißen die Erlaubnis gibt, ein Land zu betreten, das ihnen gar nicht gehört. Wenn ich jetzt wieder darüber nachdenke, bin ich erschüttert über unsere Fähigkeit, etwas als selbstverständlich anzusehen, nur weil es das Resultat unserer eigenen Weltvorstellung ist.

Aber wie soll man sich denn andere Welten vorstellen können, solange man sich noch nicht einmal dessen bewußt ist, daß man Gefangener seiner eigenen Welt ist?

Unsere beiden Fahrer bahnen sich mit fürchterlichem Gepolter einen Weg durch den Betrieb und das Wirrwarr des Stadtzentrums. Es ist erst sieben Uhr morgens, und die Hitze fängt schon an, sich bemerkbar zu machen. Ein letzter Kreisverkehr, der Platz Bolívar, einer der in allen kolumbianischen Städten vertretenen Plätze, und endlich fahren wir Richtung Süden, an den beeindruckenden Viehfarmen entlang, Eigentum der Herrscherfamilien dieser Gegend.

Am Ende der Stadt markiert eine Polizeisperre die Grenze zwischen einem von der herrschenden Obrigkeit mehr oder weniger überwachten Gebiet und einem Niemandsland, wo

Mulkuakve

Gebet der Kogis

Um die Reinheit von Geist und Herz zu fördern

Nur einen Gedanken

Nur eine Mutter

Nur ein Wort

Das sich in die Lüfte erhebt

Nur eine Spur

Die gen Himmel führt

Danksagungen

An D'Jack, dieses Buch ist teilweise ihres,
an Anette und Max für ihre bedingungslose Unterstützung,
an Patrice Van Eersel, meinen Direktor der Sparte Essais Clés,
für seine Begeisterung und seine Ratschläge,
an Pierre Richard, Patrick Dumez, Geneviève Morand, Eric
Bazin, Françoise Callier, Willy Randin und Gentil Cruz für
ihr Dabeisein und ihre Freundschaft,
an Arné, Begleiter von der ersten Stunde an,
an Manolo, Noël, Juan-Carlos, René-Charles, Carolina,
Miguel, Joaquín, Antonino, Camilo, Fiscalito, Ignacio,
Manuel und Manuel, Consuelo, Asalla und Luc, Berna-
dette und Jacques, Andreu, François, Guillaume, Denis,
Jean-Marc, Jean-Pierre, Véronique und Anaël, Elisabeth
und Christian, Huguette, Michèle, Emmanuel, Catherine,
Nathalie, Michel, Nathanaël, Pascaline und an alle meine
guten Freunde für ihre Unterstützung.

Die Organisation Tchendukua-Ici et Ailleurs ist eine Hilfsorganisation für die Bewohner der Sierra Nevada de Santa Marta.

Sie vereinigt diejenigen, die helfen wollen, eine Existenz zu schützen, die auf Respekt und Harmonie beruht.

Association Tchendukua-Ici et Ailleurs

11, rue de la Jarry

94300 Vincennes

Tel.: 00 33 (0)1 43 65 07 00

Fax: 00 33 (0)1 43 65 09 52

eMail: tchendukua@wanadoo.fr

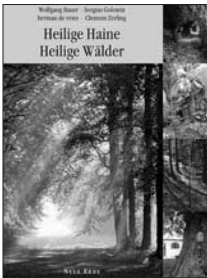
Internet: www.tchendukua.com

»Kauft Erde, es wird keine mehr hergestellt«.

Mark Twain

DAS HEILIGE IST DAS LEBENDIGE

Menschwerdung ist der Moment, da uns das große Staunen überkommt, das ehrfürchtige Erschauern angesichts eines gewaltigen Sternenkosmos oder des Sich-Öffnens einer Blüte. Der Baum ist das Bindeglied zwischen dem Weltall, dem Leben auf der Erde und dem Kosmos in uns Menschen. Etwas von diesem Numinosen anhand vieler alter und neuer heiliger Haine und Wälder wieder sichtbar – und erfahrbar – zu machen, ist Anliegen dieses kulturgeschichtlichen Reiseführers.



Wolfgang Bauer/Sergius Golowin/
herman de vries/Clemens Zerling
Heilige Haine, heilige Wälder
*Hardcover mit Schutzumschlag,
304 Seiten mit vielen Fotos + 32 Farbtafeln*
ISBN 3-89060-064-6

EIN QUANTENSPRUNG IN UNSERER BEZIEHUNG ZUR NATUR

Die Zeit ist reif, unser Verständnis von Ökologie entscheidend zu vertiefen. Dieses Buch hilft uns, die Scheuklappen abzulegen und neue Horizonte zu entdecken. Tiefenökologie geht über das vom begrenzten rationalen Denken Erfassbare hinaus und hinein in die mystische, magische und existenzielle Wirklichkeit unseres Seins. Wir sind ein Teil dieser Erde, liebevoll aufgehoben und geborgen, und Angst hat keine Berechtigung mehr. Denn wir sind Teil des immerfort fließenden Stromes von Seinsform zu Seinsform.

Dolores LaChapelle
Weisheit der Erde
Das Grundwerk der Tiefenökologie
Pb., 400 Seiten mit 27 Fotos
ISBN 3-89060-409-9



EIN BUCH ÜBER BÄUME, WIE ES NOCH KEINES GAB

Im vorchristlichen Europa wie in allen anderen Teilen der Welt wurde die ganze Erde als ein atmendes Wesen gesehen, erfüllt von sichtbaren und unsichtbaren Lebensformen. Bäume waren in dieser heiligen Landschaft hochangesehene Pforten der Einweihung. Die Kraft und Energie heiliger Haine und einzelstehender alter Bäume half den Kelten, Germanen, Römern und Griechen, aber auch schon den Menschen der Bronzezeit und der Jüngeren Steinzeit, die Grenzen ihres Bewußtseins zu erweitern und Kontakt mit dem Unsichtbaren aufzunehmen.

»Geist der Bäume« beschreibt die uralte tiefe Freundschaft zwischen Mensch und Baum. Es führt uns in das Innere der Körper der Bäume, in die faszinierende Welt der Zellen und Moleküle, erklärt die elektromagnetischen Kraftfelder und wie Bäume mit Hilfe von Licht kommunizieren. Und es führt uns zum Geist der Bäume, der in jeder Baumart eine andere Ausprägung annimmt. Wege werden beschrieben, auf denen der heutige Mensch sich wieder einstimmen kann, um in einen bewußten und liebevollen Austausch mit lebendigen Bäumen zu treten.

Drei Bücher in einem:

- Die Biologie der Bäume und die Ökologie des Waldes in einer wissenschaftlich-spirituellen Gesamtschau mit vielen neuen Erkenntnissen.
- Kultur- und Religionsgeschichte des Baumes von der frühen Steinzeit über die Kelten und die Hochkulturen des Altertums bis in unsere Zeit.
- Alle einheimischen Bäume in einzigartigen Porträts.

Fred Hageneder
Geist der Bäume
Eine ganzheitliche Sicht
ihres unerkannten Wesens
3. erweiterte Auflage.
Gebunden mit Schutzumschlag,
416 Seiten, 17 x 24 cm,
reich illustriert, viele Farbabbildungen.
ISBN 3-89060-472-2



EINE MYSTISCHE MUSIKALISCHE REISE

Kompositionen für Harfe und Querflöte, Geige, Saxophon (!), Streichquartett, Perkussion und Kontrabaß, inspiriert von unseren einheimischen Bäumen und ihren Mythen. Eine musikalische und mystische Reise, die voller Bewegung ist und doch eine tiefe Ruhe atmet.



Fred Hageneder
The Spirit of Trees
CD, 66 Minuten
ISBN 3-89060-708-X

EIN WALD, DER VERZAUBERT

Dieser prachtvolle Bildband möchte Sie in den Eibenwald entführen und seine Magie spüren lassen. Über viele Jahre besuchte die Fotografin und Autorin immer wieder einen der letzten größeren Eibenmischwälder in Europa, den Paterzeller Eibenwald. So entstanden faszinierende Bilder mit einem ganz eigenen Zauber.

Angelika Haschler-Böckle
Magie des Eibenwaldes
Hardcover, 22 x 19 cm,
100 Farbfotos, 176 Seiten
ISBN 3-89060-084-0



BOTSCHAFT AUS DER EWIGKEIT

Mythologische und ethnobotanische Funde aus solch unterschiedlichen Kulturkreisen wie Irland, Deutschland, Rußland und Japan zeigen deutlich eine weltumspannende Ur-Religion im Altertum auf, in der die Eibe eine zentrale Rolle spielte. Und nach über zwei Jahrtausenden des kulturellen Schattendaseins ersteht die Eibe nun wieder neu: Lange verlorengelaubte Scherben uralter Weisheit fügen sich zu einem Pfad der Heilung, um der Erde in ihrer Krise beizustehen. Ganz nebenbei erfahren wir Wunderbares über die Ökologie des Waldes, leicht verständlich geschrieben und durchgehend mit selten schönen Farbfotos illustriert.

Fred Hageneder

Die Eibe in neuem Licht

Urbaum, Weltenbaum, Hüterin der Erde

176 Seiten, durchgehend farbig

ISBN 3-89060-077-8

Erscheint im März 2006

DEN BÄUMEN LAUSCHEN

Es gibt zwei Arten von Engeln: solche mit Flügeln und solche mit Blättern.

Der jahrtausendealte Weg, um Rat zu finden oder der Natur Dank zu sagen, führt in den heiligen Hain. Da heilige Haine jedoch – mit Verlaub gesagt – selten geworden sind, und selbst ehrwürdige einzelne Bäume in friedvoller Umgebung nicht immer schnell zu finden sind, wenn wir sie bräuchten, bieten wir hiermit ein Baumorakel an, das uns den Engeln der Bäume wieder näherbringen kann.

Fred Hageneder, Anne Heng

Das BaumEngelOrakel

Buch kartoniert, 112 Seiten,

mit 36 Karten im Stülpedeckel-Karton

ISBN 3-89060-076-X

Erscheint im März 2006



Menschen und Bäume

Liebe

Wenn Sie Menschen fragen, warum sie zu dem Ort gezogen sind, wo sie leben, werden sie oft antworten: »Ich habe mich in diese Gegend verliebt.« Es beginnt mit einer zärtlichen Romanze mit der Natur, den Bergen und den Flüssen, den Wäldern und Wiesen, den Bäumen und den Menschen. Es ist in Ordnung, sich in die Natur zu verlieben; es muß niemanden in Verlegenheit bringen. Im Gegenteil, eine Beziehung mit der Natur aufzubauen, ist eine heilende Grundlage für Menschen und Gemeinschaften, ihre Angelegenheiten auf ökologische Weise zu regeln.

Überdies bemerkt eine wachsende Zahl von Menschen, daß sich etwas ändern muß, nachdem die Menschheit den Planeten über Jahrhunderte ausgebeutet hat. Gier ist normal geworden. Es ist Zeit, unser Verhalten zu ändern. Der Mißbrauch der Erde erschafft Ödland. Die Schwingung der Erde zu erhöhen, ist unser aller Aufgabe.

Indem die »**Freunde der Bäume**« die alte weltweite Tradition Heiliger Haine (wieder) einführen, hoffen sie, ihren Teil zu jener Veränderung beizutragen, die notwendig ist, um die weltweite ökologische Krise zu meistern.



Was ist ein »Heiliger« Hain?

In den alten Kulturen Griechenlands, Roms und Ägyptens genauso wie bei den keltischen Stämmen der Waldländer oder den Angelsachsen gab es Bäume mit einem heiligen Status, die vor jedem Schaden geschützt wurden und die von den damaligen Menschen, die ein tieferes Verständnis zur Natur hatten, respektiert wurden. Es waren Plätze der Feiern und Freuden, die nichts Beängstigendes hatten. Manchmal wurden Geschenke oder Opfergaben gebracht (Blumen, Früchte, Kerzen, um die Äste gebundene Bänder), um gegenüber der Quelle allen Lebens **Dankbarkeit** auszudrücken.

Dies waren natürliche Tempel, Plätze mit einer starken und friedvollen Atmosphäre. Man muß nicht religiös sein, um dies zu spüren. Jeder wird solch einen Platz als besonderen Ort erfahren. Solche Orte gibt es heute noch in Indien und Japan.

Ein Heiliger Hain ist ein besonderer Ort, aber ohne die Architektur: ohne Kathedrale oder Tempel. Ohne diesen historischen und kulturellen Kontext sind dort Hindus, Buddhisten, Moslems, Christen oder Juden gleichermaßen willkommen. All diese Religionen haben ihre Heiligen Bäume in ihren eigenen Traditionen.

zusammenbringen



Die »Freunde der Bäume« möchten solche Plätze von Besinnung, Frieden und gegenseitiger Freundschaft in der Natur zu schaffen:

- friedvolle und ruhige Plätze, wo Sie sich wohlfühlen und mit sich und Ihrem Umfeld ins Reine kommen.
- Plätze, die uns etwas über wahre Ökologie lehren und wo wir Kraft finden, die wir der Natur **zurückgeben** können auf unsere eigene Weise.
- Orte für praktischen Umweltschutz.
- Plätze, wo wir Inspiration, Entspannung und Heilung finden können. Orte, die uns den Zugang zu etwas Größerem eröffnen mögen.

»Freunde der Bäume« wurde im Mai 2002 als gemeinnütziger Verein gegründet, das englische Pendant »**Friends of the Trees**« im März 2003. Am Steytrisch im Elsaß entsteht die erste Baumpflanzung mit drei Bereichen:

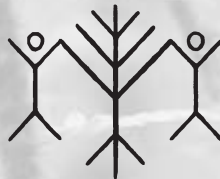
DER HAIN DER HEILUNG mit Vertretern aller heimischen Baumarten.

DER HAIN DER STILLE als Ort der Besinnung.

DER HAIN DER SCHREINE, ein Baumkreis, der die Verbundenheit aller Religionen mit dem Baum dokumentieren soll.

Der englische Verein sucht einen alten Wald in Britannien und setzt sich für den Schutz der alten Eiben ein.

Mehr Informationen :
www.freunde-der-baeume.de
www.FriendsOfTheTrees.org.uk



Freunde der Bäume

Freunde der Bäume e.V. · Cecilienstr. 29 · D-66111 Saarbrücken
Tel: 0681 938 7077 · Fax: 0681 390 4102 · info@freunde-der-baeume.de

Bücher von NEUE ERDE im Buchhandel

Im deutschen Buchhandel gibt es mancherorts Lieferschwierigkeiten bei den Büchern von NEUE ERDE. Dann wird Ihnen gesagt, dieses oder jenes Buch sei vergriffen. Oft ist das gar nicht der Fall, sondern in der Buchhandlung wird nur im Katalog des Großhändlers nachgeschaut. Der führt aber allenfalls 50% aller lieferbaren Bücher. Deshalb: Lassen Sie immer im VLB (Verzeichnis lieferbarer Bücher) nachsehen, im Internet unter **www.buchhandel.de**

Alle lieferbaren Titel des Verlags sind für den Buchhandel verfügbar.

Sie finden unsere Bücher in Ihrer Buchhandlung oder im Internet unter **www.neueerde.de**

Bücher suchen unter: **www.buchhandel.de**. (Hier finden Sie alle lieferbaren Bücher und eine Bestellmöglichkeit über eine Buchhandlung Ihrer Wahl.)

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an unter

NEUE ERDE GmbH

Cecilienstr. 29 · D-66111 Saarbrücken

Fax: 0681 390 41 02 · info@neueerde.de

NEUE  ERDE